

Friedrich Wilhelm v. Steuben.

Ein preussischer Offizier und amerikanischer General.

Nicht allen unseren Lesern dürfte bekannt sein, daß schon einmal der Name eines Prinzen Heinrich von Preußen in enger Verbindung mit den Vereinigten Staaten genannt wurde. Es war vor hundertundzwanzig Jahren, als die großen englischen Colonien in Nordamerika siegreich aus ihrem jahrelangen Unabhängigkeitskampfe gegen das Mutterland hervorgegangen waren und es sich noch um eine endgültige Festsetzung der Regierungsform handelte. Man war nicht entschieden, ob der Präsident nur mit den Befugnissen des höchsten bürgerlichen Beamten oder etwa mit den mehr fürstlichen Vorrechten eines Statthalters betraut werden sollte, und es wurde dabei auch an den Prinzen Heinrich von Preußen, den Bruder Friedrichs des Großen, gedacht. Es mag dieses heute überraschend erscheinen, aber wir müssen bedenken, daß der Name des großen Königs damals weit über die Grenzen Europa's hinaus und besonders auch bei den zahlreichen Deutschen Amerikas mit höchster Verehrung genannt wurde. War er es doch, der durch seinen Sieg über die Franzosen bei Rossbach auch in den Herzen der Nichtpreußen zuerst einen Funken des lange unter der Asche begrabenen Nationalbewusstseins wachrief. Sein Bild hing in vielen deutschen Landhäusern Nordamerikas und sein Bruder galt neben ihm als einer der ersten Helden. Prinz Heinrich war nach dem Ausdruck des großen Königs, der einzige Feldherr, der während des ganzen Siebenjährigen Krieges „keinen Fehler gemacht hatte“. Was Wunder, daß sein Name genannt wurde, sobald überhaupt ein fürstlicher Statthalter in Frage kam!

Und noch eins kam dazu. Ein preussischer Offizier, aus der Schule des Großen Friedrich hervorgegangen, hatte das Heer der jungen Republik, das sich zu Anfang des Unabhängigkeitskampfes fast aufgelöst drohte, in rastloser Thätigkeit mit echt preussischer Sorgsamkeit disciplinirt und ausgebildet, so daß er thätiglich zum Siege wesentlich beigetragen hatte. Dieser Mann war Friedrich Wilhelm v. Steuben, und da er durch die Art, wie er seine durch den größten deutschen Feldherrn des 18. Jahrhunderts erworbene Schulung im Dienste der jungen amerikanischen Republik verwendete, sich weit über die Grenzen rein militärischer Bedeutung erhebt, so möge in diesen Tagen, wo zum ersten Male ein preussischer Prinz auf dem Boden der Vereinigten Staaten die Gesetze freundschaftlicher Jüngung zwischen dem deutschen und nordamerikanischen Volke vermittelte, auch jenes wadern Deutschen und braven preussischen Offiziers gedacht sein, der vor mehr als einem Jahrhundert schon ein Vermittler zwischen Deutschland und Amerika wurde.

Einer Familie des deutschen Adels entsprossen, wurde F. W. von Steuben am 15. November 1730 zu Magdeburg geboren. Erst vierzehnjährig, begleitete er seinen Vater in den Krieg zur Belagerung von Prag und trat 1747 in das Infanterieregiment von Lestwitz, in dem er 1753 zum Leutnant avancirte. In den Siebenjährigen Krieg zog er als Premierleutnant, wurde bei Prag verwundet, kämpfte aber schon wieder bei Koblentz, und nahm 1758 in dem neugebildeten Freibataillon von Mainz Dienst. Schon 1759, nach Mays Lode, trat Steuben wieder in die reguläre Armee, und nahm an den Schlachten von Ross und Kunersdorf gegen die Russen teil. Im Jahre 1761 gerieth er in russische Gefangenschaft, lehrte aber schon nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth zurück und wurde vom König zum Stabskapitän und Flügeladjutanten ernannt.

Unmittelbar nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges verließ Steuben den preussischen Dienst, er wandte sich nach Karlsruhe und trat in die Dienste des Markgrafen Karl Friedrich von Baden, wurde aber 1777 durch den französischen Kriegsminister Grafen von St. Germain demogen, den seit einem Jahr für die Unabhängigkeit kämpfenden Vereinigten Staaten von Nordamerika seine Dienste anzubieten.

Da die amerikanischen Streitkräfte damals sich in einem gänzlich zertrümmerten Zustande befanden, so war es nur natürlich, daß man nach erfahrenen Offizieren suchte, sie zu organisieren. Wer konnte geeigneter sein, als ein Offizier, der in der Schule des größten Kriegshelden gebildet war? Der einzige Beweggrund — so schrieb Steuben nach seiner Ankunft in Amerika am 6. Dezember 1777 an den Kongreß — „der mich in diesen Welttheil führte, ist der Wunsch, einem Volke zu dienen, das einen so edlen Kampf für seine Rechte und Freiheit kämpft. Ich verlange weder Titel noch Geld. Mein einziger Ehrgeiz besteht darin, bei Ihnen als Freiwilliger einzutreten, mit dem Vertrauen Ihres Oberbefehlshabers zu erwerben und ihn in allen Feldzügen ebenso zu begleiten, wie ich während des Siebenjährigen Krieges dem Könige von Preußen gefolgt bin. Ich möchte gern mit meinem Blute die Ehre erlangen,

daß mein Name eines Tages unter den Wertgebigern Ihrer Freiheit genannt würde.“ und an Washington selbst schrieb er: „Wenn mit mein früherer Rang hindernd in den Weg treten sollte, so möchte ich lieber als Freiwilliger unter Ew. Excellenz dienen, als den verdienten Offizieren einen Anlaß zur Unzufriedenheit bieten, welche sich bereits unter Ihnen ausgebreitet haben.“

Inzwischen begab sich Steuben nach New York. Auf seiner Reise jenseits des Ozeans traf er in Stadt und Land häufig Wirthshäuser, die das Schild trugen: „Zum König von Preußen“. Einmal fand er auch einen Kupferstich an der Wand, auf dem ein Preuze einen Franzosen zu Boden schlägt, mit der Unterschrift: „Ein Franzos für einen Preußen nur ein Moskito.“ Er lachte mit dem deutschen Wirth darüber um die Wette, berichtet sein Begleiter. Aber wie sah es im Lager der Armee aus? „Der Feind war im Besitz unserer Hauptstadt“ — erzählt ein Amerikaner — „die Armee, die wir ihm entgegen zu stellen hatten, war hungrig, nackt und entblößt von allem. Noch hatte keine fremde Regierung unsere Unabhängigkeit anerkannt. Alles um uns herum sah finster und düster aus.“ Steuben wurde mit Auszeichnung empfangen. Der Kongreß sprach dem Baron Steuben, Generalleutnant in fremden Diensten, der sich in durchaus uninteressirter und heroischer Weise als Freiwilliger angeboten hat, den Dank der Vereinigten Staaten aus und nahm „seine Dienste als Freiwilliger in der Armee mit Vergnügen“ an.

Vor Kurzem hatte die Regierung sich entschlossen, für die Armee die Stelle eines Generalinspektors zu schaffen. Dieser sollte nach dem damaligen Vorbilde europäischer Armeen für die ganze innere Ordnung und die Ausbildung sorgen, also nach heutigen Begriffen die Stellung eines Kriegsministers zugleich mit der eines Inspektors vereinigen, und man entschloß sich, Steuben dieses Amt zu übertragen. Steuben entsloß sich ohne Zögern zur Annahme, obwohl er sich der großen Aufgabe und Schwierigkeit, die seiner wartete, voll bewußt war.

Der Kongreß hatte die Zahl der Soldaten für jedes Regiment und jede Kompanie festgesetzt — schreibt Steuben selbst nach seiner Ankunft im Lager — „allein die ewige Ebbe und Fluth der auf sechs oder neun Monate engagirten Leute, die täglich kamen und gingen, machten den Etat eines Regiments oder einer Kompanie stets schwankend. Ich sah ein Regiment von dreißig Mann und eine Kompanie, die aus einem einzigen Korporal bestand. Der amerikanische Soldat kannte keine Waffe gar nicht, hatte deshalb kein Vertrauen zu ihr und benutzte das Bajonnet höchstens dazu, um sein Viehstak daran zu brauen. Den Anzug der Soldaten kann ich am leichtesten beschreiben, denn sie waren im eigentlichen Sinne des Wortes fast nackt. Die Offiziere, die überhaupt Röcke besaßen, hatten sie von beliebiger Farbe und jedem Schnitt. Bei einer großen Parade sah ich Offiziere in einer Art von Schlafrock, der aus einer alten wollenen Dedo oder einem Bettüberzug gemacht war. Die innere Verwaltung eines Regiments war ein durchaus unbekanntes Ding.“

So schildert Steuben den Zustand des amerikanischen Heeres, und man mag danach die Größe seiner Aufgabe ermessen. Er selbst sagt nun über die Art, wie er es anfang: „Ich begann meine Thätigkeit damit, daß ich 120 Mann aus der Linie aussuchte und daraus eine Stabswache für den Oberkommandirenden bildete. Ich machte sie zur militärischen Schule der ganzen Armee und erzogerte sie selbst zweimal des Tages. Ich erreichte damit meinen Zweck und fandte meine Inspektoren als Apostel aus, welche der neuen Lehre jezt überall schnellen Eingang verschafften.“

Dabei ist noch zu bemerken, daß sich die Schwierigkeit für Steuben dadurch noch erhöhte, daß er zuerst kein Englisch verstand. Wenn etwas nicht ging, rief er seinem Adjutanten zu: „Walter, die Kerle thun nicht, was ich befehle, schlagen Sie mal auf englisch dazu.“ Es geschah, die Soldaten amirirten sich und thaten, was sie sollten. Die günstigen Folgen für die Armee blieben nicht aus; mit dem Können wuchs ihr Selbstgefühl, und schon das erste Gefecht des Jahres 1778, das La-fayette am 20. Mai bei Barren Hill lieferte, gab den Beweis.

Die Thätigkeit desjenigen, der im Stillen die Armee ausbildet und diszipliniert, tritt nie so blendend in die Erscheinung wie die des Führers im Kampfe, und daher tritt auch der Name Steubens hinter dem des großen Washington zurück. Aber wenn auch zugegeben werden muß, daß ohne die eiserne Willensstärke dieses amerikanischen Nationalhelden der Freiheitskampf niemals siegreich gendet hätte, so gebührt doch auch dem wadern Steuben ein gutes Theil an dem Erfolg. Das erkannten sowohl Washington wie die übrigen amerikanischen Generale damals wohl an. Schon am 30. April 1778 schrieb Washington an den Kongreß: „Es wäre eine Ungerechtigkeith, wollte ich länger über die Verdienste des Barons Steuben

schweigen. Seine Tüchtigkeit und Kenntnisse, sowie der unermüdete Eifer, den er seit seinem Dienstantritt bewährt hat, lassen mich ihn als einen bedeutenden Gewinn für das Heer betrachten.“

Nur zweimal war es Steuben vergönnt, auch persönlich im Kampfe zu führen. Im Gefecht bei Monmouth, am 28. Juni 1778, wurde er von Washington in dessen Gefolge er sich befand, entsandt, um die zurückgewiesene Avantgarde zu ordnen und wieder vorzuführen. Da die Truppen ihn längst kannten, folgten sie willig seinen Anordnungen, und es gelang ihm, die Ordnung völlig wiederherzustellen. Der Sieg war die Folge. Endlich nahm Steuben im Jahre 1781 an der Belagerung von Yorktown thätigen Antheil, wo die letzte englische Truppe eingeschlossen war. Hier konnte er seine unter Friedrich dem Großen vor Schweidnitz gemachten Erfahrungen verwenden, und unter seiner Leitung wurden die Belagerungsarbeiten ausgeführt. Er hatte die Genugthuung, daß er gerade das Kommando führte, als der englische General Cornwallis die Uebergabe anbot. Es war die Entscheidung des großen Krieges, und die Engländer, auch in Europa bebrängt, entschlossen sich endlich zum Frieden und zur Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten.

Nach dem Kriege lebte Steuben meist auf seinem kleinen Landgut, das ihm der Staat nach einigen Jahren schenkte, mit wirthschaftlichen und wissenschaftlichen Aufgaben seine Zeit ausfüllend, bis ihn der Tod am 25. November 1794 aus dem Leben rief. In der Nähe seines Hauses fand er nach seinem wechselvollen, thätigen Leben seine letzte Ruhestätte. Wir aber haben heute, wo zwischen Deutschland und Nordamerika die freundschaftlichen Beziehungen herrschen, seiner als eines wadern deutschen Mannes und tüchtigen preussischen Offiziers zu gedenken, der einst unter schweren Verhältnissen den deutschen Namen jenseits des Ozeans zu hohem Ansehen gebracht hat.

Eine Idealgestalt.

Humoreske von C. C. E. S. in.

Sie wußte, was Liebe war! Niemand konnte besser und genauer über die Symptome dieser Elementarge-walt orientirt sein als sie — Eva — wenn sie auch nur siebzehn Jahre zählte und mitten im Wald lebte.

Eva war des Forstmeisters Tochterlein. Mutterlos aufgewachsen, unter der Obhut der alten, treuen, zahnlosen Lene, die wahrlich nicht im Minde-dienst ergraut schien, wußte sie doch schon wie „Er“ beschaffen sein mußte, der einst in ihrem jungen Herzen thronen sollte.

„Egon“ mußte er heißen. Ein dä-monisches, sieghaftes Lächeln mußte stets um seine Lippen schweben — in seinen Augen mußten sich Hölleentien offenbaren. „Kalter Schauer“ mußte bei seiner Annäherung ihr über Nacken und Rücken rieseln — das Blut in den Schläfen hämmern, in den Stirnadern tischen, in den Ohren sausen. . . .

So stand es in den Büchern der Liebe geschrieben — aber wie traurig sah es in der Wirklichkeit aus! Da waren in erster Linie die jungen Agrarier der Umgegend, junge Leute mit derbem Schutzwert und beleidigend robusten Konstitutionen.

Da war ferner — ja allerdings da war noch ein Forstreferendarius in der Nachbarschaft.

Aber er war unansehnlich und ent-sehrlich schüchtern — beides todeswü-dige Eigenschaften in Evas Augen. Ward er dadurch nicht zum direkten Gegenfüßler „Egons“ gestempelt?

Es wäre traurig um Eva bestell-t gewesen, wenn sie in ihrem Wald-heim keinen Gegenstand gefunden hät-te, an dem sich ihr schwärmerisches, liebebedürftiges Gemüth einigermaßen aufrichten konnte.

Und sie fand ihn ganz jäh und un-bermuthet, als ihr eines Tages der Einfall kam, in den alten Familien-albums nachzu blättern und Ordnung zu stiften; bei dieser Gelegenheit ent-deckte sie eine Photographie, die sie bisher noch nie erblickt — das Bild-niß eines jungen Mannes.

Eine seltsame Empfindung durch-rieselte Eva bei dem Anblick. Was sie da vor sich sah, war ja die Verför-berung ihrer Träume. . . . ihr Herz begann jähneler zu klopfen!

Da war der tiefrotheneite Inpus — die großen, dunkeln, „zwingenden“ Augen, die durchdringend unter schwarzen Brauen hervorleuchteten! . . . lange hielt Eva das Bild in den Hän-den, es unermüdet betrachtend. . . . Dine daß sie bemerkte, trat ihr Vater hinzu.

„Was hast Du da?“ fragte er; „ach so! Mar Western — ich wußte gar nicht, daß dessen Kontersel sich hier noch herumtrieb.“

„Mar Western?“ — Wer ist das?“ — flötete Eva, deren Bilde noch immer an der Photographie hingen.

„Nun — mein alter Eleve von Anno dazumal. Hat mir nachher mal sein Bild geschickt, ich hätte lang-zu vergessen, wo es hingekommen war. Sieh Dir seine Miße — kannst Du dich doch nicht mehr auf ihn besinnen. Bist ja noch ein Widelfind gewesen, als er hier war.“

Hier gewesen! Und sie hatte ihn nicht kennen gelernt? Wie ein Stich ging's durch Evas Herz.

„Himweg mit allen körperlichen Egon's! Nun wußte sie, wie er heiß und wie er ausschaute, ihr Herz-zwinger!“

Ob er ihre jemals im Leben bege-gen würde?

Sie trennte sich nicht mehr von dem Bild, sie trug es stets mit sich herum und betrachtete es herzlopfend vor dem Einschlafen.

Ihr Herz schloß und weitete sich in unsagbarer Sehnsucht nach dem Un-bekanntem!

Und aus diesen Träumen sollte sie an einem schüülen, dunstigen Auguit-morgen in wunderbarer Weise ge-weckt werden, und zwar durch ihren Vater.

Er schaute von seinem Morgentaffe auf, zu dem sie sich etwas verspätet eingefunden, und warf ihr eine Post-larte zu.

„Da Mädel, nun zeig mal, ob Du zu was nütze bist — ob eine Wirthin in Dir steck! Heute trifft Besuch ein . . . Mar Western will kommen.“

„Mar Western . . .“ stammelte Eva, deren schmales Gesichtchen sich mit Bluthröthe übergoß.

„Zuwohl — Mar Western. Er hat seine Anstellung erhalten — lang ge-nug hat's damit gedauert — kommt nach Brückenwade hier in der Nähe. Und da ihn kein Weg an uns vorüber-führt, so will er seinen alten Lehr-herren aufsuchen, um sich bei ihm über allerhand Rath zu holen. Soll mir willkommen sein! — Nun sorg Du mal dafür, daß er was Vernünftiges zu essen kriegt!“

„Was Vernünftiges zu essen!“ Die Worte verhallten ungehört. In Evas Kopf wirbelte es chaotisch durchein-ander.

Es war ein Glück, daß die alte Lene nicht an den geheimnißvollen jeelischen Erregungen ihrer jungen Herrin partizipirte. Sonst wäre Mar Western heute übel gefahren!

Eva schlich den ganzen Morgen wie im Traum in ihrem geliebten Walde herum. Aber mit jeder Stunde, die sie Mar Western näher brachte, wuchs ihre Unruhe. . . . sie fieberte seiner Antunft entgegen. . . .

Seiner Antunft! War es zu fassen! Sie sollte ihn von Ansecht zu Ansecht sehen, den Geanstand ihrer Ange-liebenen, sehnsüchtigen Träume. . . .

Pföhllich schreute Eva empor. Die Sonne stand schon tief — es war die höchste Zeit heizuzueilen. War doch dies die Stunde, da der gluthäugige, gefährliche Mann übergehend in das stille Waldland einzujähren gedachte.

Schon am Eingang des Gartens sah sie die alte Lene stehen, die mit beiden Armen ihr allerhand wilde, telegraphische Signale zuwinkte und dazwischen mit dem Daumen nach der Geißelblatlaube wies.

O Himmel! Er war da — war schon eingetroffen! Eva stand wie vom Donner gerührt — ihr erste Impuls war, zu flüchten. . . . dann, beide Hände auf ihr wilklopfendes Herz gedrückt, schlich sie den Garten-sie zu Laube näher.

Stimmengeräusch und Gläfer-klang erschollen daraus — athemlos lautete sie. . . .

„Na — und nun vor allen Dingen poden Sie aus, Kollege, über die neue Stelle. Also im aanzgen befriedigt, he?“

Es war ihr Vater, der so gespro-chen. . . . dann — ein Schauer über-rieselte Eva — dann ertönte seine Stimme. . . . sonor — wohlklingend: „Ja — mit den Wirtschaftsbäur-men bin ich im allgemeinen zufrieden, aber die Schweinsfälle übernehme ich nicht in diesem Zustand, die müssen unbedingt cementirt. . . . hier unter-brach sich der Redner mit einem Aus-ruf. Er hatte eben Evas Kleid durch das Laubwerk schimmern sehen.

Rein Fluchwörterchen war mehr mög-lich. . . . sie bemerkte worden und mußte herantreten.

„Schweinsfälle cementirt!“ Das also sollte das erste Wort sein, das sie aus seinem Munde vernahm.

Das also war — Mar Western! Das war der Mann mit den zwin-genden Augen — dem bleichen, dä-monisch schönen Antlitz!

Vor ihr stand eine plumpe, hies-schrotige Gestalt mit dickem, rothem Hals, der apoplektisch aus dem ge-stärkten Kragen herausquoll — mit winternden Augen, die halb verstedt in den dicken Wangenmuskeln lag'n. Ein schwarzer Bart umwüdete das Kinn, die rothe, glänzende Stira ragte weit — sehr weit in das spä-rliche Haupthaar hinein.

Fassungslöse starrte Eva ihn an. Der Besuch betrachtete seinerseits das schöne, blasse Mädchenn mit wohl-gefälligem Schmunzeln.

„It ist möglich — diese junge Dame das kleine Eychen von damals im braunen Kinderwagen mit der Gummipuppe!“ Sein Ton klang fast jätlich.

Eva sah ihn ungerührt an. Sie war fast schwindlig vor Enttäuschung. . . . Als ich Sie zuletzt sah, hatten Sie gerade ein Stück von der Gummipuppe verschluckt, und die ganze Fa-milie befand sich darüber in Auf-ruhr“ fuhr er fort.

„Na, ha, ha!“ — lachte der Forst-meister.

Eva erröthete glühend. Wie un-gart — wie absehtlich! Nur mit Mühe gelang es ihr, einige kalte förmliche Phrasen hervorzustammeln. Er aber hatte sich wieder breit und behaglich in seinen Gartenstuhl zu-rückgelehnt und betrachtete sie lächelnd.

Dann — auf eine Anrede von Evas Vater — wandte er sich wieder ihm zu:

„Na ja — um noch mal „auf unsere Hammel“ oder richtiger auf unsere Schweine zurückzukommen — Fräulein Eva wird das landwirthschaft-liche Thema gütlich entschuldigen — mein Vorgänger hat mir da zwei fa-mose Vorschläge überlassen, die ich An-fangs Oktober aufzulegen gedente. Ich werde sie nach Ihrer Methode mästen, Bohnenschröt oder Mais, und im November, ein Lächeln, das Eva fast kannidallisch dünkte, ver-dreite-te sich über das rothe, materielle Gesicht. „Im November halte ich dann mein erstes — Schlachtfest!“

Evas Vater brumnte beifällig.

„Mein erstes Schlachtfest“, wiederholte das Ungeheuer mit triumphiren-dem Nachdruck, „und bei dieser Gele-genheit möchte ich Sie, Herr Forst-meister, noch um Ihr herrliches Blut-wurstrezept bitten; oder befindet sich dasselbe im Besitz Ihrer Fräulein Tochter?“

Ein Blutwurstrezept in ihrem Be-sitz! Eva fühlte, wie ein kalter Schweiß an ihr ausbrach. . . . sie war unfähig zu erwidern.

Ein Blutwurstrezept! Ihre Kehle schnürte sich zu.

Mar Western lächelte verschmüht.

„Ach so — ich merke, Sie wollen nicht mit herausrücken! Alter Haus-frauenthuff! . . . Fräulein Eva wird gut, Herr Forstmeister!“

Das war der Höhepunkt! Länger konnte sie diese Höllequal nicht er-tragen! Wie von einer Tarantel ge-stochen, sprang Eva auf und stürzte ins Haus. Sie eilte auf ihr Stübchen, in dem sie sich dreifach verriegelte.

Dort ließ sie ihrem Thränenstrom ungehinderten Lauf.

Sie hatte geglaubt, daß dieser Mann sie um ihren Herzensfrieden bringen — daß er ihr die „rothe Nase Leidenschaft“, in den Schoß werfen würde. . . . und nun sah er unten und wartete auf ein Blutwurst-rezept! . . .

Die herbe Enttäuschung jener Stunde ist wie ein verheerender Sturmwind durch Evas zartempfind-nendes Gemüth geblaus.

Der dicke Oberförster Western, der jezt auf Brückenwade seines Amtes in Ehren waltete und weit und breit als der beste Viehzüchter gilt, hat sicher keine Ahnung, daß er an jenen Nachmittag im Forsthaus der hoff-nungslosen Liebe eines jungen Kolle-gen als Bahndreher gedient hat.

Sonst würde er bald darauf einer im Lokalblatt erscheinenden Verlobung ein liebevolleres Verständniß entgegen-gebracht haben. . . . nämlich der Verlobung Evas mit dem Forstreferendar.

Victor Hugo-Anecdote.

„Anlässlich der Victor Hugo-Centen-narfeier läßt Jules Claretie, der Lei-ter der „Comedie Francaise“, ein Buch erscheinen, das eine Fülle persönlicher Erinnerungen an Hugo enthält. Die interessanteste dieser Erinnerungen be-trifft die nach dem Sturze Napoleons erfolgte Rückkehr des verbannt gewe-senen Dichters nach Frankreich. Es war am 5. September 1870. Claretie, der in seiner Eigenschaft als Kriegs-berichterhalter einen Tag vorher das Schlachtfeld von Sedan verlassen hatte, war in Brüssel eingetroffen. Am Bahnhof traf er mit Hugo zusammen, der sich gleich ihm ein Billet nach Pa-ris löste. Hugo kannte Claretie von früher her und redete ihn mit den Worten an: „Seit 19 Jahren wartete ich auf diesen Augenblick.“ Während der Fahrt nahm der Dichter, der von seiner Freundin Juliette Drouet be-gleitet wurde, am Fenster Platz und blickte fast gierig hinaus, um die Fel-der, die Bäume, den Himmel Frank-reichs zu entdecken. „Nie werde ich den tiefen Eindruck vergessen“, schreibt Claretie, „den der 68jährige, in der Verbannung grau gewordene Dichter beim Anblick der ersten französischen Soldaten empfand.“ Es waren zer-streute Truppen, die sich auf Paris zurückzogen, arme, müde geheite, mit Schmutz bedeckte, muthlose Soldaten. Als Hugo zum ersten Male diese elen-dlichen Soldaten mit den rothen Hosen sah, traten ihm die Thränen in die Augen, und sich zum Fenster hinaus-lehnend, rief er mit lauter Stimme: „Es lebe Frankreich! Es lebe das französische Heer! Es lebe das Vater-land!“ Dann wandte er sich unter Thränen an Claretie mit den Worten: „Oh! daß ich die Soldaten meines Landes geschlagen sehen muß!“ Abends um 10 Uhr traf der Zug in Paris auf dem Nordbahnhof ein. Hugo wurde von einer großen Men-schenmenge erwartet, die ihn im Tri-umph in die Stadt führte. Als er aus seinem Wagen stieg, sagte er zu der Menge: „Ihr zahlt mir in einer Stunde 19 Jahre Verbannung.“

Und am nächsten Morgen schrieb er an Claretie: „Zwischen uns beiden wird etwas Anderesliches sein, die Rückkehr nach Frankreich.“

Abschredung.

Dame: „Schaffner, sorgen Sie dafür, daß kein Herr hier einsteigt.“

Schaffner: „Da brauchen Sie nur zum Fenster hinauszusehen.“

Angewandte Lebensart.

Bekannter: „Sie wollen sich pen-sioniren lassen?“

Gerichtsvollzieher: „Alle Tage in die Tretmühle müssen, kriegt man auch einmal fall.“

Milde Seelen.

Skizze von Friedrich Bierlein.

Einsam stand das Forsthaus drau-ßen vor dem Wald in mitternächtiger Stille. Kein Leben mehr ringsum; alles in tiefstem Schweigen.

Drinnen im Forsthaus rang das junge Weib des Försters mit dem Tode.

Der Arzt des entfernten Städtchens hatte sich beim nachmittägigen Besuch befriedigend geäußert; da gegen Abend nahte die Krisis.

„Verlaß mich nicht“, hat sie, als er Anstalten machte, den Arzt herbei-zuholen, „bleibe Du bei mir!“

Er schickte die Magd in's nahe Dorf, um von dort einen Boten zu be-stellen.

„Bleich und abgemattet lag die junge Frau in den weißen Kissen. Der Förster kniete vor dem Bette und bedeckte die Hand, die sie ihm hinreichte, mit heißen Küssen.

„Annie, liebe Annie, wie fühlst Du Dich?“ fragte er.

Er bekam keine Antwort; ihr Athem aing stoßweise; sie röchelte eben kurz und hart.

„Annie?“ schrie er auf.

Da — wieder ein lichter Augenblick. „Was, Heini?“

„In Dir nicht leichter, mein Lieb?“ Sie lächelte milde.

„D, mir ist so leicht, so wohl um's Herz, daß ich meine, ich könnte auf-stehen.“

Sie brach ab: ihre Augen fielen zu — wieder dieses Röcheln —

Ein Jittern ging durch ihren Kör-per —

„Lieber? Bist Du da?“

Er erhob sich.

„Küsse mir doch die Stirne, Ge-liebter, damit ich — weiß, ob — Du bei mir bist!“

Er berührte sanft mit seinen Lip-pen ihre weiße Stirn.

Sie schlug die Augen, diese blauen, seelenvollen Augen zu ihm auf.

„Lieber, darf ich es Dir nochmal sagen?“

Er nickte, sie auf die bleichen Lip-pen küßend.

„Heini, ich habe Dich — un — aus — sprechlich — lieb; ich kann nicht's dafür, daß es schon zu Ende geht; Du bist mir nicht böse?“

Sie zog ihn an seine Brust.

„Heini, willst Du mir einen Gefäl-len thun?“

„Alles, alles,“ flüsterte er erschül-tert.

„D, spiele mit etwas vor; ich möchte Mußt hören; eben klang mir solche aus dem Himmel herüber.“

Blutenden Herzens trat er an's Klavier.

„Was willst Du hören, mein Lieb?“

„D bitte, mein Lieblingslied, Du — weißt — es ja.“

Der starke Mann bebte vor Erre-gung.

„Gott, mein Gott, auch das noch,“ flüsterte er. Und er berührte die Tas-ten, und leise quoll es hervor, das einfache, tieferegeinende Lied:

Es ist bestimmt in Gottes Rath, Daß man von Liebsten, was man hat, Muß scheiden —

Sie hörte anständig, die Hände ge-faltet zu; ein seliges Lächeln um-spülte ihren Mund.

„Singe, Heini, singe dazu, das klingt — so — schön, so — schön, so —“

Sie athmete tief auf.

Er schreckt sah er zu ihr hinüber; ihr Gesicht war weißer denn Schnee.

Er wollte zu ihr führen —

„Singe,“ lipelte sie, und wieder glitt ein Lächeln über ihre Züge.

Und er sang, so weich, so innig, wie er noch nie gesungen hatte.

Und ob sein Herz blutete vor un-aussprechlichem Weh, ob er ausschreien wollte vor wildem Schmerz — er sang:

„Wiewohl doch nichts im Lauf der Dem Herzen, ach, so fauer — —“

Weiter kam er nicht.

Ein Fehlgriß — schriller Nichton durchschritt die Stille.

Er stürzte an das Bett.

„Anni, Anni!“ schrie er auf und küßte ihre Wangen.

Da griff sie nach seiner Hand und legte sie in ihre Herztasche.

„Hörst Du, wie das pocht — wie das klopf — ich glaub' — es geht — zu — Ende —“

Da brach auch seine Seele.

„Mein süßes Weib, mein Leben,“ flüsterte er plötzlich, „ich — gehe — mit — Dir!“

Sie richtete ihre Augen verzückt auf ihn, unklammerte mit einem Rud seinen Arm.

„Komm mit — zu Gott — —!“ Ein Athemzug — sie hatten Beide ausgelitten.

Serventose Millionen.

Laut der offiziellen Resantenliste der türkischen Eisenbahn-Prämienan-leihe sind in den bisher vorgenomme-nen Ziehungen nicht weniger als na-hezu 6,000,000 Franken an geögogenen Haupttreffer unbehoben geblieben, und zwar fünf Haupttreffer zu je 600,000 Franken, sieben zu je 300,000 Fr., acht zu je 60,000 Fr., fünf zu je 25,000 Fr., und 15 zu je 20,000 Fr. Außer diesen sind noch kleinere Treffer im Gesamtbetrag von nahezu 4,000,000 Fr. unbehoben.